

Steuermann kam. Goethe, der bei dieser Gelegenheit gesteht, daß ihm von Jugend auf „Anarchie verdrießlicher war als der Tod.“ will die tobende Gesellschaft durch eine passende Anrede zur Ruhe und Besinnung gebracht haben; jedenfalls ging die Gefahr glücklich vorüber und am 16. Mai lief man im Hafen von Neapel ein, sich glücklich fühlend, „den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben.“ Nun erst, gesteht er in demselben Briefe an Herder, sei ihm erst die Odyssee ein „lebendiges Wort.“ Während seines diesmaligen zweiwöchentlichen Aufenthalts in Neapel scheint er sich noch weniger als das erste Mal der Geselligkeit entzogen und sich noch mehr in den brausenden Strudel des neapolitanischen Lebens gestürzt zu haben und es klingt fast befremdend und ungläublich, wenn Hackert wahrgenommen haben will, daß Goethe sich in großen Gesellschaften nicht bloß zurückhaltend, sondern scheu und verlegen gezeigt habe. Ganz besonders beschäftigte er sich mit den Zuständen der niederen Volksklassen, die er gegen den Vorwurf, daß sie faul und müßiggängerisch seien, zu vertheidigen sucht. Sehr treffend ist, was er dabei über den Unterschied zwischen dem arbeitsvollen Leben der Nordländer und dem mehr sorglosen der Südländer bemerkt. „Es sei bei dem Nordländer,“ bemerkt er, „gar nicht die Frage, ob er entbehren wolle; er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu streng.“ Wie sehr verräth sich auch in diesen Bemerkungen Goethe's stets humaner und billiger Sinn! Interessant war ihm auch ein Zusammentreffen mit einem ihm sonst gänzlich unbekanntem Engländer, der ihm bei zufälliger Begegnung für seinen „Werther“ aufs Lebhafteste dankte und ohne seinen Gegenstand abzuwarten sich wieder aufs Schleunigste entfernte. Nach einem bewegten und herzlichen Abschiede von seinem treuen Begleiter Kniep verließ er Neapel am 3. Juni.

Goethe kam in Rom am 6. Juni wieder an und hatte gleich am folgenden Tage, dem Frohnleichnamstage, Gelegenheit die berühmten nach Rafael's Cartonen gewirkten Teppiche, welche an diesem Tage im Vatican öffentlich ausgehängt zu werden pflegen, anzuschauen und zu bewundern, und er fühlt sich durch sie „wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt.“ Sein diesmaliger Aufenthalt in Rom war für ihn überhaupt fruchtbringender als der frühere und er verdankte dies wol hauptsächlich den Anregungen, die ihm durch einen Kreis trefflicher Freunde zu Theil wurde. Es war schon ein Glück für ihn, daß auch Hackert auf kurze Zeit nach Rom gekommen war und mit dem geübten Blicke eines praktischen Künstlers ihm bei der Betrachtung der römischen Kunstwerke zur Seite stand. Mit Hackert machte er auch Ausflüge nach Tivoli, Albano, Castello, Frascati und

lernte nun auch die malerischen Vorzüge der Umgebungen Roms verstehen und würdigen. Aber auch nach der Abreise Hackert's und Tischbein's, dessen Studium, einen großen, kühlen Saal, er nun bezog, blieben ihm noch Meyer, Moritz, G. Schüz, Bury, der Kupferstecher Lips, Verschaffelt, Trippel, der im Auftrage des Herzogs von Gotha damals grade seine Büste modellirte, Reiffenstein und Angelica Kaufmann, bei der er bald beständiger Sonntagsgast wurde. Er übte sich wieder im Zeichnen, wobei er sich landschaftliche Gegenstände, später auch Gegenstände der Architektur zur Vorlage wählte, und er hatte davon wenigstens den Vortheil, daß sich sein Auge in der Perspective übte, sich an sichern Formen bildete und an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnte, und ob schon er im August in einem Schreiben an Herder klagt, daß es mit dem Zeichnen gar nicht gehe und er sich daher zum Modelliren entschlossen habe, setzte er im September und October, wo er theils zu Frascati, theils zu Castel Gandolfo weilte, seine landschaftlichen Studien doch lebhaft fort, wobei er auch über atmosphärische Farben, über die Luftperspective, über Licht und Schatten und über das Colorit, über das ihm die damaligen Künstler nur dürftige Auskunft geben konnten, selbständige Beobachtungen anstellen lernte, die ihm später bei der Abfassung der Farbenlehre sicherlich von großem Nutzen waren. Zu Zeiten modellirte er fleißig, um das „N und D aller uns bekannten Dinge, die menschliche Natur“ gründlicher kennen zu lernen, und so gerieth er, wie bei seinen botanischen Studien auf die Idee einer Urpflanze, auch auf die Idee, daß sich ein vollendetster Urtypus der idealen Charaktere, wie er den griechischen Künstlern mehr oder weniger vorschwebte, construiren lassen müsse, ein Gedanke, der ihn dann auch noch später nach seiner Rückkehr in die Heimath lebhaft beschäftigte⁷²⁾. Es ist ersichtlich, daß die unter den damals in Italien weilenden deutschen Künstlern herrschend gewordene Kunsttheorie Winkelmann's und Rafael Mengs', welche das griechische Schönheitsideal, freilich auf Kosten des Charakteristischen in der Kunst, dem entarteten Geschmade der Zeit entgegenstellten, auf diese Beschäftigung Goethe's mit dem Urtypus aller Idealbildung nicht ohne Einfluß blieb, wie sie ja auch auf die ideale Haltung seiner damals entstandenen oder der Vollendung entgegengeführten Dichtungen nicht ohne Einfluß geblieben ist. Hierzu kam sein vertrauter Umgang mit dem Aesthetiker Moritz, der damals an seiner Mythologie arbeitete, sodas auch mit ihm eingehende Gespräche über die Götter- und Heroenbilder der Alten nahe gelegt waren, denen die im J. 1788 in

⁷²⁾ Vergl. den Brief von Herder's Gattin an Herder vom 31. Oct. 1788, worin es heißt: Goethe glaube, daß es ihm glücklich sei, in Betreff der Eigenschaften, welche die Alten in ihren Göttern und Heroen in der Kunst dargestellt hätten, „den Faden des Nies“ gefunden zu haben. Diese Idee liege „wie ein großer Beruf“ in seinem Gemüthe; Goethe habe auch geäußert, mit 10—12,000 Thalern des Jahres könnte er es in zehn Jahren, „in Rom allein versteht sich“, ausführen. Eine recht deutliche Vorstellung über das von Goethe Beabsichtigte und wie er es auszuführen gedachte, lassen jedoch die etwas verworrenen Andeutungen nicht zu.

Berlin erschienene kleine Schrift von Moriz „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen“ Anregung und Ursprung verdankte.

Neben diesen Kunststudien und praktischen Kunstübungen ließ er aber auch nicht ab, der Muse zu huldigen. Zwar die Entwürfe zur „Iphigenia in Delphi“ und zur „Nauffkaa“ hatte er fallen lassen und selbst am „Tasso“, der ihn während seiner Reise nach und durch Sicilien so lebhaft beschäftigt hatte, arbeitete er für jetzt nicht fort; dagegen wandte er sich, vielleicht durch die neuesten Vorgänge in Brüssel und Holland mit dazu angeregt, mit um so größerem Eifer der Vollendung und Durch- und Ueberarbeitung des „Egmont“ zu. Rein Stück, versicherte er später, habe er mit mehr Gewissenhaftigkeit und mit mehr Freiheit des Gemüths vollendet als den „Egmont“; er wisse, was er hineingearbeitet habe. Am 5. Sept., der ihm deshalb auch als ein festlicher Tag erschien, füllte er die letzten Lücken in der Handschrift aus. Während seiner ebenfalls in den September fallenden Villeggiatur in Frascati machte er sich an die Umarbeitung des Singspiels „Erwin und Elmire“, mit dem er jedoch erst am 10. Jan. 1788 so weit fertig war, um eine Abschrift davon in die Heimath zu senden; und in demselben Monate vollendete er das reizende Singspiel „Claudine von Villabella“, auf dessen musikalisch-rhythmische Gestaltung die Anwesenheit seines Freundes, des Componisten Kayser, sicherlich von bedeutendem Einflusse war. Denn Kayser, der schon die früheren Singspiele Goethe's componirt und auch zum „Egmont“ eine Musik zu componiren begonnen hatte, war nach Rom gekommen, um sich mit Goethe über diese Musikbegleitung zu berathen und in Einvernehmen zu setzen. Als eine Art Curiosum ist zu erwähnen, daß Goethe auch seine größte Dichtung, die er aber selbst in einem Briefe an Schiller „barbarisch“ nannte, den „Faust“ jetzt wieder aufnahm und unter italienischem Himmel, im Garten Borgheze, eine der nordisch-wildeften Scenen, die Scene in der Herenküche, dichtete. Auch das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler“ entstand während seines zweiten Aufenthalts in Rom.

Diese dem allherrschenden Amor gebrachte Huldigung ist vielleicht in Zusammenhang zu bringen mit einer zärtlichen Reigung, die Goethe um diese Zeit „blisthnell und eindringlich genug“ zu einer schönen Mailänderin faßte, ohne Anfangs zu wissen, daß sie die Verlobte eines Andern sei. Nachdem ihm dies kund geworden, verschwand sofort die „Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwicklung unbegrenzt vorspiegelt“, und er suchte nun, so gut es ging, seine Leidenschaft zu beschwichtigen und ein ruhiges Freundschaftsverhältniß herzustellen. Beim Carneval, der, wie man weiß, später von Goethe in meisterhafter Darstellung geschildert worden ist, sahen sie sich wieder und ihr Abschied endlich fand nicht ohne tiefe Erregung statt. Der eigene Bericht Goethe's über dieses Verhältniß ist übrigens, wie Schaefer mit Recht bemerkt, „verblaßt und gibt nicht die volle Wahrheit“⁷³⁾.

73) Wehse hat sich in seiner „Geschichte der Höfe des Hauses

Die Charwoche (15—21. März) gab ihm noch Gelegenheit, die „undenkbar schöne“ Musik, das Miserere, in der Sirtinischen Kapelle zu hören; dann bereitete er sich allmählig auf seine Abreise vor, da er doch einmal nicht bleiben konnte. Sein Gemüth war schmerzlich bewegt. Reizbar und weichmüthig, wie er war, weinte er in den letzten 14 Tagen, die er in Rom weilte, fast täglich „wie ein Kind“, wie er der Gattin Herder's später gestand. In seinen Briefen sagt er, daß er in Rom sich selbst zuerst gefunden, zuerst übereinstimmend mit sich selbst, glücklich und vernünftig geworden. „So viel kann ich sagen“, schreibt er ein andermal, „daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst, und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Verzückung, daß ich so lange habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.“ Gegen Eckermann äußerte er noch im Oct. 1828: nur in Rom habe er hauptsächlich empfunden, was eigentlich ein Mensch sei; zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung sei er später nie wieder gekommen, nachher, mit diesem Zustande verglichen, nie wieder froh geworden.

In der Nacht des 22. April, einer schönen Vollmondnacht, reiste er, von den schmerzlichsten Gefühlen bewegt, von Rom ab, machte unterwegs einen Halt in Florenz, wo er den größten Theil seiner Zeit in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte und den „Tasso“ endlich wieder vornahm, an welchem er vorzugsweise diejenigen Stellen arbeitete, die seiner damaligen elegischen Gemüthsstimmung am meisten zusagten, traf in der zweiten Hälfte des Mai in Mailand ein, wo er wieder „Gebirgs- und Vaterlandslust“ wittert, und reiste dann über den Comersee, Chiavenna, Graubündten, wo ihn mineralogische Beobachtungen wieder zu interessiren begannen, Konstanz u. s. w. nach der Heimath. Wie er von Rom bei Vollmond abgereist war, so traf er auch bei aufgehendem Vollmonde, am 18. Juni Abends 10 Uhr wieder in Weimar ein.

Inzwischen war in Bezug auf seine geschäftliche Stellung eine Aenderung zu seinen Gunsten vorgegangen.

Sachsen“ eine Verwechslung zu Schulden kommen lassen, wie sie nur einem so flüchtigen und leichtfertigen, überall nur auf skandalöse Mittheilungen Jagd machenden Chronikanten passen konnte. In einem Briefe Schiller's an Körner vom 20. Nov. 1797 ist von einem gewissen G. die Rede (der Name, in der Ueberschrift sicherlich vollständig enthalten, ist in der gedruckten Ausgabe der Schiller'schen Briefe nur durch den Anfangsbuchstaben angedeutet), der ein „hübsches römisches Mädchen von gemeiner Herkunft und nicht der besten Conduite“ geheiratet haben solle; das Mädchen solle auch „erschrecklich stehlen und gar liederlich sein.“ Wehse nimmt nun kurzweg an, dieser G. sei kein anderer als Goethe und es sei hier „wahrscheinlich von jener Mailänderin die Rede, welche aufzugeben Goethe die Entdeckung bewog, daß sie bereits verlobt sei.“ Mit dem mysteriösen G. ist aber der Graf Gesler gemeint, über dessen Angelegenheit mit der Italienerin auch Schiller's Brief an Goethe vom 8. Dec. 1797 und des letztern Antwortschreiben vom 9. Dec. einige weitere Mittheilungen enthalten. Vergl. hierüber die Mittheilung: „Goethe's Mailänderin in der Schweiz“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ Nr. 28. 1854.

Von Rom aus hatte er sich brieflich an seinen Fürsten gewandt und ihm vorgestellt, wie er sich in seiner andert-halb-jährigen Einsamkeit wiedergefunden habe: „aber als was? — als Künstler!“ was er sonst noch sei, werde der Herzog selbst am besten beurtheilen und benutzen. „Ich habe so ein großes schönes Stück Welt gesehen, (heißt es in diesem Schreiben weiter) und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann und das Uebrige Andern auftragen.“ Der liberale Fürst hatte den Sinn des Briefes richtig verstanden und gewürdigt; die Geschäfte des Präsidiums, welche dem nun zum geheimen Rath beförderten bisherigen geheimen Assistentenrath Schmidt übertragen wurden, nahm ihm der Herzog nebst den ihm so heterogenen Geschäften der Kriegskommission ab; dagegen befiel Goethe die Bergbaucommission bei; auch wurde ihm, ohne Zweifel auf seinen Wunsch, nach und nach die Oberaufsicht der zum Theil erst auf seine Anregung ins Leben gerufenen Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst zu Weimar, Jena und Eisenach zugewiesen. Dabei blieb aber dem „geheimen Rathe von Goethe“ das Recht und Ehrenrecht gesichert, den „Sessionen des Collegii“ so oft es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Herzog bestimmten Stuhle einzunehmen.

Im Uebrigen scheint es ihm nicht wenig schwer gefallen zu sein, sich in die engen, einförmigen und dürftigen weimarischen Verhältnisse wieder einzuleben. Er klagt über sein „unnützes“ Dasein, über das „düstere gestaltlose“ Thüringen, er bemerkt in einem Billeto an Frau von Stein: „Ich will so fortleben, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist. Kayser geht mit der Herzogin wieder fort — und so schließt sich alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst ganz für mich zu. Der trübe Himmel verschlingt alle Farben. Herder geht nun auch.“ Er schreibt im October an Knebel: „Ich bin hier fast ganz allein. Jedermann findet seine Conuenienz, sich zu isoliren,“ eine weimarische Untugend, über die auch Herder wenig später in seinen Briefen aus Italien an seine Frau bittere Klage führt. Die höhere Bildung beschränkte sich in Weimar doch eigentlich nur auf die Personen, die mit dem Hofe in Verbindung standen, und bei diesen war sie mit vielen fremdartigen oder frivolen Elementen versezt; Goethe war aber nun der Mann nicht mehr, der sich dazu hergab, den Herren und Damen vom Hofe bloß die Zeit vertreiben zu helfen. Seitdem fing man in diesen Kreisen an über ihn zu klagen, daß er kalt, steif, abgeschlossen sei. Nur wenn ihm die Muse zulächelte, wenn er im vollsten Strome der Empfindung dichtete (z. B. an „Tasso,“ von dem er im August an Charlotte von Stein schrieb, daß er fortrüde, „wenn auch langsam,“ und daß er noch immer „Zutrauen“ zu dem Stücke habe) oder wenn er sich enthusiastisch über Italien und Rom auslassen konnte, wurde ihm wohl; aber er traf damit nur selten auf ein empfängliches Herz, bei

dem er auf volles Verständniß hätte rechnen können; er war zu weit über das nordische Hyperboreerthum hinausgewachsen.

Es ist schon weiter oben von dem Zerfalle seines Verhältnisses mit Charlotte von Stein und von den Anlässen, welche ihn herbeiführten, die Rede gewesen und es muß hier des Zusammenhangs wegen wiederholt werden, daß die Freundin den aus Italien zurückkehrenden Goethe, wenn man seinen eigenen Aussagen und Klagen glauben darf, gleich Anfangs ziemlich kalt empfangen zu haben scheint. Theils mochte sie ihm wegen seines klüchtigen, übrigens wol sehr unschuldigen Verhältnisses zu der „Mailänderin,“ das durch das Gerücht in ein ganz falsches Licht gesetzt, sicherlich in dem Goethe'schen Freundeskreise rüchbar geworden, ja selbst wegen seines so langen, ihr wie eine Zurücksetzung erscheinenden Ausbleibens schmollen, theils auch wol fühlen, daß Goethe aus Italien als ein ganz anderer zurückkehrte. Aus seinen Briefen aus Italien war jene excentrische Empfindungs- und Ausdrucksweise, welcher er sich früher in seinen brieflichen Mittheilungen hingegeben, mehr und mehr verschwunden; er war objectiv geworden und hatte Alles, was bis dahin noch aus der Wertherperiode in ihm nachgespuht hatte, gründlich und für immer von sich gethan und nur auf der Grundlage sentimentaler und hyperenthustastischer Wertherempfindung konnte das Verhältniß zwischen beiden in alter Weise fortbestehen. Am besten lassen sich hier die Worte von Lewes anführen, der in diesem Falle wol das Richtige getroffen hat; er sagt: „Charlotte von Stein war jetzt 45 Jahre alt! Es begreift sich leicht, welchen Eindruck es auf ihn machen mußte, sie mit eins um zwei Jahre älter, um zwei Jahre verändert zu finden. Was im täglichen Verkehre unmerklich und unbemerkt geblieben wäre, das trat ihm nun plötzlich vor die Augen. Und sehen hatte er ja in Italien gelernt! Charlotte von Stein war 45 Jahre alt, — für ihn so gut wie für alle Andern. In dieser bedenklichen Lage schlug sie noch den aller schlimmsten Weg ein. Sie fand ihn verändert und sagte ihm das, sagte es ihm in einer Weise, die ihn nur um so schärfer fühlen machte, wie sie selbst sich verändert hatte. Sie fand ihn kalt und griff zu Vorwürfen. Das war mehr ein Frauenmittel als ein glückliches. Statt seinen Schmerz um die Trennung von Italien mitzufühlen, fühlte sie nur, daß für sie kein Compliment darin liege, und darin hatte sie wol nicht Unrecht, aber eine trennere, edlere Natur hätte den eigenen Schmerz im Mitgeföhle um die Trauer des Geliebten aufgehen lassen. Er trauerte um Italien; sie konnte ihm das nicht ersezen; das fühlte sie, und ihre Eigenliebe war verletzt.“ Innige Freundschaft hätte er ihr sicherlich auch fortan gern gewährt, aber sie forderte von ihm etwas Anderes, was zwar nicht eigentliche Sinnlichkeit, aber was doch wieder bei weitem mehr war als Freundschaft, sie, die verheirathete 45jährige Frau, die Mutter von sieben Kindern! Das Nähere über den allmählig erfolgenden Bruch ist schon weiter oben mitgetheilt worden; hier sollte nur derjenigen Anlässe kurz gedacht werden, welche aus der